

DAS KUCKUCKSEI

EIN KLEINES BLATT FÜR BÜCHERFREUNDE
UND SOLCHE, DIE ES WERDEN SOLLEN

II. Jahrgang

April-Mai 1925

INHALT:

Die Löwin	5
Heinrich Mann: Doktor Mangolf	7
Hermann Bahr: Martha Berger	8
J. Anker-Larsen: May's Tod	10
Anatole France erzählt	11
Henri Barbusse: Der Krieg	14
Der Verlag Klinkhardt und Biermann	15
Bericht über Neuerscheinungen	19
Fr. W. Förster: Tanz und Charakter	29
Carl Christian Bry: Die Juden im Salzfaß	30
Vertell! Vertell!	31
Verlagsnachrichten	1—4 und 33—40

„Das Kuckucksei“ ist eine kleine Werbezeitschrift für das Buch, die von Dr. Walter Reiß und Karl Litthauer herausgegeben wird. Sie soll monatlich einmal erscheinen und über Neuerscheinendes in Bericht und Probe informieren. Sie wird allen regelmäßig und unentgeltlich zugesandt, die sie verlangen. — Alle genannten Bücher sind durch umstehende Firma zu beziehen; jedes andere Buch, soweit nicht am Lager, wird schnellstens besorgt.

Im „Verlag des Kuckucksei“, Berlin W 15, Duisburger Straße 15.
Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Dr. Walter Reiß.

Sein von allen vorausgesetzter Einfluß auf den Chef war das einzige, das ihn hier zum Menschen erhob, bei jedem Wort, jeder Handlung ging es um diesen Einfluß. Er schob dem Tolleben gute Gedanken unter; ein Feind, der auf seine Kosten vor dem Minister glänzen dürfte, verzichtete vielleicht darauf, Mangolf bei ihm zu verlästern. Er befürwortete die Geschäfte Knacks, in der Hoffnung, daß Lannas von solch einer Kraft sein Lob hören werde... Er befürwortete sie aus noch direkteren Gründen. Die vor Jahresfrist abgelehnte Heeresvorlage alsbald durch ein neues Wehrgesetz abzulösen, wohl gar zu Gunsten der geplanten Flotte; es schien so kühn, was einem Staatsmann eingeflüstert wurde, daß es ihn mit der Person seines Sekretärs zum mindesten beschäftigte, ihn an sie gewöhnte. Nie war dies zu erreichen, mit den zarten Mitteln der Gesittung. Mangolf hatte, in der Erinnerung an die erste Stunde seiner Bekanntschaft mit dem Gebieter, sich seiner Nächte beraubt, um italienisch zu lernen, was ganz ohne Eindruck blieb. Es wäre daher ganz gegen den Vorteil des Sekretärs gewesen, hätte er die Argumente des Gebildeten, menschlich Gesinnten offen vorgebracht. Geboten schien es dagegen, sie auf unscheinbare Art dem Staatsmann nahelegen, der sie gern einmal aufgriff und im Gespräch hin und her wendete, wie einen Bleistift und sein Monokel. Dreißig Minuten Kulturvortrag des Ministers, dann war es Zeit für den Sekretär, an härter Gegebenes zu mahnen, worauf Graf Lannas, lieber als vorher, mit dem Kenner seiner Bedürfnisse übereinkam, es sei notwendig, weiterzurüsten. Für die verständnisvolle Behandlung, die er durch seinen Sekretär erfuhr, und damit das besondere Geschöpf seiner Gunst mit eigenem Gewicht vor die Welt trete, machte er ihn nach überstandener Probezeit zum Geheimrat.

Aus dem neuen Buche „Der Kopf“ (Verlag Zsolnay, M. 8,70). Der Gestalter unserer Zeit formt in diesem Roman der führenden Klassen die Menschen einer entscheidenden Epoche, ihre Leidenschaften, ihren Irrtum, ihr Verderben. In gewaltiger Steigerung erleben wir den Weg zur Katastrophe des Wilhelminischen Kaiserreichs.

HERRMANN BAHR, MARTA BERGER

Als ich, noch vor dem Krieg, von einem bangen Vorgefühl sachte nahenden Alters gestreift, der Kaiserstadt satt, nach Salzburg übersiedelte, fand ich es eigentlich fast unverändert vor, als ob es die ganze Zeit, seit ich nach der Matura, 1881, in die weite Welt gerannt war, verschlafen hätte. Salzburg hielt an strenger Ordnung pedantisch fest, und wenn der Herr Magistratssekretär Y, einmal an der gewohnten Stelle zur gewohnten Stunde fehlte, ließ man, durch die Störung des Stadtbildes unruhig, telephonisch anfragen, was dem Herrn Magistratssekretär fehle. Diese Pünktlichkeit der Altsalzbürger Stadttatordnung war mir, der nicht anstand, sich selber auch bald in sie zu fügen,

schon deswegen willkommen, weil man, ohne erst Zeit zu verlieren, genau wußte, wann und wo man sich einzufinden hatte, um des Anblicks der schönsten Mädchen gewiß zu sein. Gerade die weitaus Schönste von allen Salzburger Schönen jener Zeit war gleichsam scheu vor ihrer eigenen Schönheit, und gerade diese Mischung von Angst, nur um Gottes Willen nicht auf ihrer Schönheit ertappt zu werden, mit einem dann doch immer wieder durchbrechenden Stolz auf diese Schönheit, vor der sie sich insgeheim fürchtete, gab der unwiderstehlichen Anmut ihrer strahlenden Erscheinung einen unvergeßlichen Reiz. Einfacher Leute braves Kind, schien sie vom Schicksal bestimmt, in einen stattlichen Gasthof einzuheiraten und die schönste Frau Wirtin der Stadt zu werden.

Jahre vergingen. Es wurde Krieg, dann schien es wieder Friede zu werden. Unser altes Vaterland war auf einmal weg. Ich zog nach München. Vorigen Sommer, auf der Fahrt an den Attersee, stieg ich in Salzburg aus, da trat eine verhärmte Gestalt auf mich zu. Nach einer Pause sagte die alte Frau: „Ich bin die Martha. Ja, mich erkennt niemand mehr.“ Ich erschrak so tief, daß mir kaum gelang, mein Entsetzen zu verbergen. Da war auch nicht ein Schatten mehr von der schönen Martha. Mein Erbarmen milderte sich, als sie mir ein dickes Manuskript einhändigte, mit der üblichen Bitte. Froh, nur fortzukommen, versprach ich, ihr Buch zu lesen. Aber auf der ganzen Fahrt ward ich das Jammerbild der einst so schönen Martha nicht los.

Das Manuskript war an tausend Seiten stark. Ich beschloß, hundert zu lesen und mich dann noch mit ein paar Stichproben aus dem Rest zu begnügen, um ihr schließlich guten Gewissens den üblichen Brief schreiben zu können, in dem man den Adressaten von seiner Talentlosigkeit so höflich verständigt, daß es ihm unbenommen bleibt, das Gegenteil herauszulesen. Es geschah mir aber, daß ich nicht aufhören konnte, bis ich durch war. Ich dachte schon nach den ersten Seiten nicht mehr an die arme Martha, das Werk ließ sie mich ganz vergessen. Aber ich konnte nicht aufhören. Das Werk gab mich nicht mehr frei. Ich las und las, und das Herrliche war: ich las endlich einmal wieder, wie ich vor vierzig Jahren den ewigen Juden Eugen Sues, wie ich zum ersten Mal Balzac und wie ich dann wieder Dostojewski las: ganz unliterarisch, ganz unkritisch, ganz unpsychologisch, ganz gleichgültig gegen die Form, nur mit dem herrlich rieselnden Hautschauer der Ungeduld, wie das weiter gehen wird, wie das ausgehen wird, mit dem Kitzel einer Erregung, deren uns sonst gemeinhin nur das unmittelbare Leben selbst, eignes Erleben gar, teilhaft macht.

In diesem von Leben überdrängten, von Leben überströmendem Buch der Martha blitzt zuweilen auch Bildkraft auf oder doch Ahnung davon, ein ringender Wille zur Form. Sie kommt nur nicht dazu, weil ihr das Leben zu heiß ins Gesicht schlägt. Dann wird ihr Herzklopfen von Angst und Scham so stark, daß es auch auf den Leser überspringt.

Das Buch wird zum Schrei, Notschrei, Wutschrei. Es hat dann zuweilen den gewaltigen Ton aller großen Konfessionen, die ja stets Anklagen der Menschheit werden. Hier steht der Mann angeklagt. Nicht irgend ein einzelner Mann, nicht dieser eine bloß, sondern der Mann mit der in Liebessachen wenn nicht üblichen, so doch gemeinhin gern verziehenen Moral, der in Liebessachen so ziemlich alles für erlaubt gilt, wovon dieser hier freilich einen ungewohnt argen, einen geradezu monströsen Gebrauch macht. Daraus ist hier nun eine ganz unsentimentale Geschichte geworden. Da steht der Mann nackt vor uns. Frauenrechtlerinnen werden ihn auch nicht ändern. Jünglinge sollten dies Buch lesen, bevor sie noch in die bräuchliche Männerliebesmoral hineinschlüpfen, Jünglinge, die noch den Stolz der Scham haben, ihrer Mütter und ihrer Schwestern eingedenk.

Aus der Vorrede Bahrs zu dem Buche Martha Berger (Verlag Zsolnay, M. 9,—).

J. ANKER LARSEN: MAYS TOD

May war eben aus einem herrlichen Schlaf erwacht. Als sie die Eltern an ihrem Bett stehen und weinen sah, begriff sie, daß sie glaubten, sie werde sterben. Da sah sie mit den Augen der Eltern und fühlte den Tod so wie diese, und sie ängstigte sich und fing an zu weinen. Als die Tür sich auftat, wandte sie ihr Gesicht Miß Dale zu. „Sie glauben, ich muß sterben“, sagte sie. „Ist das wahr? Ich möchte so gern leben. Ich habe eben erst angefangen, richtig zu leben. Glauben Sie, daß ich sterben muß?“ Miß Dale setzte sich auf den Rand des Bettes und nahm ihre Hand. „Ja, May“, sagte sie ruhig. „Es ist wahr. Du sollst jetzt nach Hause. Weine nicht. Du bist ja schon zu Hause gewesen, während du schliefst. Du bist doch nur noch hier, um Lebewohl zu sagen. Hast du nicht von den Engeln geträumt?“ „Freilich“, sagte May. „Warte einen Augenblick — nein, es ist ja nicht Josephine. — Sie sind es ja. Sie wissen es. Sie sehen die Engel, nicht wahr?“ „Ja“, sagte Miß Dale „ich sehe sie. Binnen kurzem siehst du sie auch. Es wird einer kommen und dich holen.“

„Bleibst du solange bei mir?“ fragte May. „Ich bleibe bei dir, bis sie kommen“, sagte Miß Dale. May sah ihr ins Gesicht und lächelte. „Danke“, sagte sie und schloß die Augen. Das Lächeln blieb um ihren Mund. Frau Skaarup beugte sich über sie: „Fühlst du dich wohl?“ „Herrlich“, flüsterte May. „Mir ist ganz so, wie wenn ich schlafe.“ Nach einer Weile sah sie Miß Dale an. „Darf ich jetzt sterben?“ fragte sie. Miß Dale lächelte. „Du mußt noch ein klein wenig warten.“ „Warum?“ bat May. Eine lebenswürdige Ungeduld lächelte in ihrem Gesicht. Miß Dale lachte leise: „Weil dein Kleid noch nicht ganz fertig ist.“ Dahl war es, als lachte May auch. Man konnte ihr lachen nicht hören, aber er konnte sehen, daß sie lachte. „Das Kleid von dem